



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Land und Leute in Mecklenburg.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

habe. Der Grund liegt tiefer, er wird von Millionen eingesehen, beklagt, gescholten. Nicht die Personen, sondern die Principien, auf denen die Bundesverfassung beruht, lähmen die Kraft der Nation.

Es wird aber von Interesse sein, auch in dem angeführten Fall zu erfahren, ob neue Verhandlungen über einen so auffallenden Uebelstand irgend einen Erfolg gehabt haben. In jedem Falle ist dringend zu wünschen, daß die jetzt schwebenden Unterhandlungen zwischen Bayern, Württemberg und Baden, wenn sie auch sonst nicht die gehofften Resultate haben sollten, wenigstens diese und ähnliche Ungehörigkeiten abstellen mögen, welche so sehr den Spott Uebellöwollender herausfordern und mit wenigen Federstrichen abzustellen sind.

Eine gründliche Abhilfe freilich für die hundert Schäden der deutschen Bundeskriegsverfassung werden uns nicht diplomatische Verhandlungen der einzelnen Regierungen gewähren, sondern, wie zu fürchten steht, nur der Zwang einer großen Katastrophe, die bittere Noth eines Krieges, welche wie Spreu wegfeht, was jetzt den einzelnen disponirenden Beamten unüberwindlich erscheint.

Land und Leute in Mecklenburg.

Vor einiger Zeit schilderten wir den Lesern d. Bl. den Altbayern und machten dabei die Bemerkung, daß derselbe, weil er vorwiegend Bauer, in vielen Zügen bedeutende Aehnlichkeit mit den Bewohnern gewisser norddeutscher Landstriche, namentlich mit den Schleswig-Holsteinern und Mecklenburgern zeige, bei denen ebenfalls das dörfliche Leben das städtische überwiegt. Im Folgenden sei es uns gestattet, diese Bemerkung durch eine Charakteristik des Mecklenburgers zu rechtfertigen*). Wesentliche Unterschiede ergeben sich bei dem Vergleich nur insofern, als die Gestaltung des Bodens, das kirchliche Bekenntniß und die Stellung der niederen Klasse zum Adel auf das Volk eingewirkt haben. Starke Verschiedenheiten in der Stammeseigenthümlichkeit zu entdecken, müssen wir denen überlassen, welche aus irgendwelchen Gründen solche finden wollen.

*) Im Auszug aus dem von uns im vorigen Jahr angezeigten Buch: „Mecklenburg. Ein niederdeutsches Landes- und Volksbild. Von L. Fromm. Schwerin, 1860. Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei von Dr. F. W. Bärensprung,“ mitgetheilt.

Der größte Theil Mecklenburgs ist Feldland, und die zahlreichen geschlängelten Flüsse, die vielen Seen der beiden Herzogthümer bewässern weitgedehnte Wiesen. Deshalb herrschen Ackerbau und Viehzucht vor. Der nördliche und östliche Theil des Landes kann als ein fertiges Culturland gelten, auf dessen reichem Geesboden ein behäbiger Bauernstand in der Ruhe der Erbfolge und althergebrachter Wirthschaftsweise lebt. Ueppig gedeiht auf dem Acker der Weizen, auf fetter Trift weiden Rinder und Pferde, letztere der Stolz des echten Bauern und der Gipfel seines Strebens. Im Nordwesten sind die Felder wie in den östlichen Strichen Schleswig-Holsteins in Koppeln getheilt, die von lebenden Hecken, meist Haselnuß- und Schlehdornsträuchen, eingefast werden. Hinter Wismar, bei Doberan und Rostock begegnen wir dieser Sitte nicht mehr; hier sind die Felder offen und nur an den Wegen mit Hecken oder Bäumen besetzt. Der nördliche Bauer cultivirt von Handelspflanzen, Kartoffeln u. s. w. selten mehr als er selbst bedarf. Der reine Getreidebau gestattet keine sehr großen Dörfer, und so sind die Ortschaften hier meist nur von Mittelgröße. Im Uebrigen ist dieser Landstrich mannigfaltiger gruppiert als der Süden. Moorniederungen, Wiesengründe, Thäler, Hügel theils bebaut, theils mit Wald bedeckt, von Obstgärten umgrünte freundliche Dörfer und Städtchen — dieß Alles wiederholt sich hier schneller als dort, der Pflanzenwuchs ist üppiger, die Landschaftsbilder haben kräftigere Farben, die Seen malerischere Ufer, das Leben ist reicher, die Fülle größer. Nirgends ein ungenutztes Stück Land, nirgends mehr eine Haidestrecke. Der Anbau ist zur Vollendung gelangt, wenigstens der Breite nach, nur noch die Vertiefung der Cultur ist möglich.

Anders der Süden mit seinem Sandboden. Auch hier herrscht zwar der Kornbau vor, aber statt des gelben Weizens begegnen wir weit häufiger dem grauen Roggen, und fast überall macht sich die Neigung zu einer Handelsfrucht bemerklich. Die Wiesen haben ein kurzes hartes Gras, kleine magere Kühe weiden auf dünnen Triften. Große Strecken sind mit Kiefernwald bedeckt, weil der Boden zur Zeit noch keine entwickeltere Cultur zuläßt. Der Sandacker braucht starke Düngung, das Korn liefert aber nur kurzes Stroh. Die Felder der Einzelnen sind verhältnismäßig ausgedehnt, folglich auch der Bedarf an Dünger. So sieht man die Landwirthe Kiefernadeln, Waldgras, Ginster, Torfschollen und was sonst den Boden fruchtbar macht, herbeifahren und sorgfältig vertheilen. Das Vieh bedarf einer Abwechslung in der Fütterung, und so baut man Kraut und Rüben. Der Acker liefert einen geringen oder mäßigen Kornetrag, und so pflanzt man Kartoffeln, säet Lein und cultivirt andere Handelsgewächse, die aber, wenn dabei nicht vorsichtig verfahren wird, den Boden ausfaugen. Die Bewohner des Sandlandes haben noch wenig begriffen, was ihnen frommt, und so muß man die wirthschaftliche

Entwicklung dieser Striche als noch unfertig bezeichnen. Die Viehzucht müßte durch den Anbau von Futtergräsern gehoben werden, durch sie wäre der animalisch Dünger zu vermehren und so der Kleebau zu ermöglichen. Dann wird der Boden reicher und für die Anpflanzung lohnender Handelsgewächse geeigneter werden. Beweis dafür sind manche Gegenden der Mark Brandenburg und die Felder derjenigen mecklenburgischen Sandbauern, welche die Lehren der modernen Agronomie beachtet haben. Die übrigen sind wenig wohlhabend, ihre Dörfer zwar, gleich denen in andern sandigen Gegenden Deutschlands, meist sehr groß, aber gewöhnlich unfreundlich und nicht gut gehalten. Mit Geringschätzung blickt der Bauer der Geest auf den Nachbar im Sandlande, wenn dieser an ihm, dessen Wagen vier stattliche Braune ziehen, mit zweien vorbeifährt oder gar mit Kühen „hottert“. Mitleidig sieht er auf einen Menschen herab, der sich statt mit Brot und Speck mit Kartoffeln Leib und Seele zusammenzuhalten strebt, der kein Fleisch auf den Rippen und „keine Nögen in de Bost“ hat. Die Gegenden sind hier arm an landschaftlichen Reizen, es fehlt die wellenförmige Hügelform, das Land gleicht mehr einer langgestreckten Hochebene, und überall ziehen sich eintönige Nadelwälder hin. Wo Seen sich befinden und Flüsse rinnen, wird dies natürlich anders: Laubholz tritt auf, Wiesen zeigen ihr helles Grün, und an den Grenzen, wo Sand- und Lehmboden zusammenstoßen, bildet sich häufig ein sehr vielfach gefärbtes wechselvolles Terrain: hübschgeformte Hügel, muntere Flüsse, mittelgroße Seen, Laub- und Nadelholzungen in buntem Gemisch.

Der südwestlichste Theil Mecklenburgs, die sogenannte Haideebene, ist der von der Natur am tiefmütterlichsten bedachte Strich des Landes. Der Boden ist abwechselnd Sand und Moor, dort dürr und scharf, hier von dem der Vegetation schädlichen Raseneisenstein durchzogen und an vielen Stellen versumpft. Aber die Bevölkerung dieser Gegend ist durch den steten Kampf mit solchen Hindernissen zu bedeutender Intelligenz und Mühsigkeit gelangt. Eifrig entwässert und entsäuert man den Boden durch Spatencultur, baut Dämme, zieht Gräben und cultivirt die hier allein reichlich lohnenden Handelspflanzen. Besonders ausgeprägt ist die Spatencultur in den tiefen moorigen Strichen, z. B. im Hornwalde bei Grabow, wo nur wenige große Bauern wohnen. Auf dem sehr leichten Sandboden um Propst Jesar, Lüthteen und Quast sieht man die Kinder auf den Straßen den Dünger in Körbe sammeln und ihn mit den Händen auf die Felder streuen. Landschaftliche Schönheiten sucht man hier natürlich vergebens. Die Felder sind in eine an die Farbe des Haidekrauts erinnernde bräunliche Farbe gekleidet, die Dörfer sehen ärmlich aus, das Vieh ist klein und nicht wohlgestaltet. Aber dies ist nur der oberflächliche Eindruck. Die Kartoffel wächst nicht über, sondern in der Erde, und die Leibfarbe des Buchweizens ist die braune. Gyps und Braunkohlen findet man

hier in größter Ausdehnung, der Raseneisenstein liefert Material zur Eisensfabrikation, an verschiedenen Stellen quillt gute Soole, und wenn die Regierung einmal daran denken wird, die Strebbarkeit der hiesigen Bevölkerung durch Anlage von Kunststraßen zu unterstützen, mag auch dieser Theil Mecklenburgs zu einer gewissen Bedeutung gelangen.

Die Mecklenburger sind, namentlich in den landbesitzenden Klassen, mit sehr geringen Ausnahmen Angehörige des sächsischen Stammes. In einzelnen Gegenden, z. B. im Klüger Winkel, wohnte schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts keiner der Slaven mehr, welche das Land früher innegehabt, und was sich von diesen im Osten sowie in der südlichen Haideebene erhalten hatte, verschmolz sich mit den Deutschen im Lauf der folgenden Jahrhunderte so vollkommen, daß von der frühern Sitte fast gar nichts, von der frühern Sprache nur in den Ortsnamen eine Spur übrig blieb. Wenn der Verfasser unsrer Schrift in dem Charakter der Mecklenburger die Züge des altsächsischen Charakters findet, so ist das richtig, aber zu wenig gesagt. Anhänglichkeit an ererbten Besitz und an das Herkommen, Mißtrauen gegen alles Neue und Ungewohnte, hartnäckiges Festhalten an der eignen Meinung, Derbheit und eine gewisse Schwerfälligkeit sind Eigenschaften nicht bloß des sächsischen, sondern überhaupt des deutschen Bauersmannes, wo er die alte Art bewahrt hat, und dasselbe gilt von den meisten andern Zügen, die uns hier als besondere mecklenburgische angeführt werden.

Die kleinern Städte Mecklenburgs sind mit ihrem umfangreichen Ackerbau oft halb Dorf, die Dörfer dagegen, auch wo sie die Jahrmarttsgerechtigkeit besitzen, niemals halb Stadt. Die älteren Dörfer haben gewöhnlich eine Kreisform, doch gibt es auch viele Zeilendörfer, deren Gehöfte der Straße folgen, die sie entstehen ließ.

Die Bauart der Häuser ist im Allgemeinen die sächsische, wie wir sie in Holstein und Südschleswig finden. Das Haus besteht aus einem länglichen Viereck von Fachwerkswänden und einem mächtigen spitz zulaufenden Strohdach. Die Balken der Wände liegen frei, die Zwischenräume sind mit Lehm ausgefüllt, den man außen glättet und überweist. Auf den Giebelenden sitzen die altsächsischen Pferdeköpfe, hier „Mulanen“ genannt. Schornsteine sind nicht gebräuchlich. Das Haus ist zugleich Menschenwohnung, Stall und Kornspeicher. Durch ein mächtiges Thor tritt man auf die Diele, welche die Tenne bildet. Rechts und links befinden sich Viehstände, im Hintergrund, dem Thor gegenüber, ist der Heerd, dessen Rauch durch ein Loch im obern Ende des Giebels und durch den Thorweg entweicht, nachdem er vorher die Schinken und Würste geräuchert, welche über der Diele unter den Tragbalken hängen, auf denen der Ertrag der Ernte lagert. Neben dem Heerde führen Thüren in die Wohnstube des Hausbesizers und in die Altentheilstube, wo die Auszügler wohnen.

Die Ausstattung der Zimmer ist verschieden. Im Rugeburgischen findet man bei wohlhabenden Bauern Mahagonisecretäre, Sophas und Claviere. Anderwärts ist das Hausgeräth auch bei Reichen noch sehr einfach: ein langer Tisch von Tannenholz, um welchen ebenfolche Bänke stehen, ein Milchschrank, eine Lade, ein Sims, „Bort“ genannt, auf dem einige Bücher liegen, ein Lehnstuhl für den Hausvater, hier und da auch das Bett — ein Monstrum seines Geschlechts. Je höher es aufragt, je mehr Kissen auf einander liegen, für desto nobler gilt es. Kopfkissen und Deckbett sind ringsum mit langen roth-, blau- und grünseidnen Bändern verziert, der Ueberzug ist buntgeblümtes „Kammerdau“, das Ganze kostet, wenn es „hübsch“ ist, 80 bis 120 Thaler. Das Oberbett hat entseßliches Gewicht, aber der Grundsatz der Leute, „des Nachts die von der Arbeit steifgewordenen Gliedmaßen wieder geschmeidig zu schwitzen,“ hilft über die Unbequemlichkeit hinweg. In einigen Gegenden findet man auch in der Stube eine Bank mit erhöhtem hölzernen Kopfstück, ein Instrument, welches der „Käfel“ heißt und dem Bauer zur Mittagsruhe dient. Fenster, Tische und Bänke sind in der Regel dunkelbraun angestrichen, die vornehmere Lade dagegen, welche die Aussteuer, das Leinzeug und das Geld enthält, ist mit edleren Farben, gewöhnlich zeißiggrün oder himmelblau, geschmückt.

Neben dem Hause steht die Scheune und der „Kathen“, der für die jüngern Söhne und deren Familien bestimmt ist, wenn der älteste Sohn, bei Lebzeiten des Vaters schon, „Vicebauer“ genannt, das Gehöft erbt. In Holstein und Südschleswig liebt man äußere Verzierungen an den Wänden, bunten Anstrich der Thore und Fenster, Zusammenstellungen der Ziegel in den Mauern zu Sternen, Dreiecken, Kreisen und andern Figuren. In Mecklenburg kommt dies nur selten vor. Die Fenster sind allerdings mit Delfarbe angestrichen, die große Thür niemals. Der Balken über derselben zeigt bisweilen den Namen des Erbauers und die Jahreszahl des Baues, aber nur in wenigen Fällen einen Spruch oder Aehnliches. Auch von Blumen hält der Bauer wenig, man trifft sie nur selten in Töpfen vor dem Fenster, und dann sind es gewöhnlich starkduftende oder hellfarbige, wie Goldlack, Primeln (Stötelbläumen), Narzissen (Tigen) und Tulpen. Dagegen hält man viel auf Obstbäume und so sieht ein mecklenburger Dorf immerhin anmuthig genug aus.

Versteht man unter Volkstracht eine bestimmt nach ihren einzelnen Theilen zusammengehörige Tracht, deren Stoff durch die Ueberlieferung vorgeschrieben ist, deren Schnitt sich seit geraumer Zeit nicht geändert hat, deren Theile eine eigenthümliche Benennung haben, deren Farbe so und nicht anders sein darf, so hat man in Mecklenburg noch Volkstrachten. Der Grundstoff des Werkeltagskleides in Mecklenburg war früher und ist noch jetzt Leinwand, von selbstgezognem Flachs gemacht. Daneben kommen Stoffe aus Lein und

Wolle vor: Bomsted oder Fünffamm, nach Art des Atlas gewebt, indem die Fäden des fünften Kammes über die andern fallen, ein sehr dauerhaftes Gewebe, Vierkamm oder Rasch, vorzüglich zu Beinkleidern benutzt, Flanell, gewöhnlich zu Frauenröcken verwendet, endlich Fauderdauk, dem Flanell ähnlich, aber mit einem leinenen Aufzug von zwei Fäden. Sehr stark und meist schwarz gefärbt, dient es besonders den „schwarzen“ Bauern bei Rostock zu Röcken. Die Männer tragen im Allgemeinen ungefärbte Leinwand, die in der Gegend zwischen Güstrow, Dargun und Stavenhagen gebleicht, sonst aber in der ursprünglichen grauen Farbe gebraucht wird. Ausnahmen bilden jene schwarzen Bauern bei Rostock und Doberan, sowie die braunen im Rugeburgischen. Zur alten Tracht gehört ein kleiner runder Hut mit schmalem Rande. Derselbe hat jetzt an vielen Orten der gewöhnlichen Schirmmütze Platz gemacht und findet sich nur noch fast allgemein bei den Bieftower Bauern, wo er bei den Jungesellen mit einer weißen, bei den verheiratheten Männern mit einer schwarzen Schnur eingefast ist. Früher trug man nur wollene Strümpfe und Schuhe, jetzt hat diese beinahe überall der hohe Stiefel verdrängt. Hauptstück der Volkstracht ist der lange Kittel von halbwohlenem Zeug, der Sonntags mit einem Tuchrock, bei der Arbeit mit einer Schoofjacke vertauscht wird. Er ist das einzige Kleidungsstück, für welches man eine scherzende Bezeichnung hat. Das Volk nennt ihn „de olle Jakob“. Regenschirme sind erst seit Kurzem in Gebrauch, dagegen gehört schon seit lange zum Sonntagsstaat eines wohlhabenden Bauern die Pfeife mit dem silberbeschlagenen Meerschäumkopf.

Interessanter und kleidsamer ist die Tracht der Mädchen und Frauen, unter denen man in manchen Gegenden ungewöhnlich vielen regelmäßig gebildeten Gesichtern und schlanken Gestalten begegnet. Betrachten wir ein junges Mädchen in der sächsischen (bunten) Tracht. Den Hinterkopf bedeckt eine kleine Pappmütze (Klöppel), die mit reicher Goldstickerei und vielen auf den Rücken herabhängenden seidnen Bändern (Start) geschmückt ist. Die Stirn faßt ein schmaler, fein gekräuselter „Strich“ ein, der von den Schläfen abwärts etwas weiter wird. Die Brust ist mit einem niedrigen Nieder (Jope) bedeckt, das mit schwarzem oder buntem Band umsäumt ist, und unter welches die Zipfel des um den Hals geschlungenen, häufig mit Gold- und Seidenfaden gestickten Halstuches gesteckt werden. Eine herzförmige, mit Steinen besetzte Schnalle hält letzteres zusammen. Die langen hauschigen Ärmel des Niders sind oft unten mit silbernen Knöpfen versehen. Der kurze Rock hat am Schweiß einen handbreiten Bandbesatz, dessen Farbe nach den Verhältnissen wechselt, bald schwarz, bald bunt ist. Schürze und Halstuch sind bei Leichenbegängnissen weiß, die Strümpfe früher roth, jetzt ebenfalls weiß, die Schuhe sehr stark ausgeschnitten, mit Schnallen versehen und

auf kleine hohe und spize Abfäße gestellt. Beim Kirchgang gehört zu allem diesem noch ein weißes Taschentuch, ein kleiner Pelzmuff, der früher auch im Sommer getragen wurde, und das bei den Reicheren stark mit Silber beschlagene Gesangbuch. Der Hut von Span, den jede Bäuerin besitzt, wird, da er schwer und heiß ist, wenig benutzt. Die Stickerien auf dem Halstuch, oft von dem Mädchen selbst verfertigt, zeigen einen guten natürlichen Geschmack.

Eigene Trachten haben die von 1210 hierher verpflanzten deutschen Kolonisten abstammenden Bewohner der Insel Poel, deren Lieblingsfarbe für die Männer graublau, für die Frauen braun ist, ferner die Zepeliner, deren Kleidung an die der Mönchgüter auf Rügen erinnert, die Warnemünder, die von dänischen Anstiedlern stammen sollen, endlich die Bieslower sowie die Bauern des nordwestlichsten Theils von Mecklenburg-Strelitz, einer Gegend, wo sich die Slaven am längsten erhielten. Zum Unterschied von der bunten sächsischen Tracht heißt diese letztere allgemein die schwarze. Sonntags trägt der Mann hier, wenn er sich noch nicht zum fersenpeitschenden Gottesstreich befehrt hat, was hier noch selten ist, eine schwarze, mit weißem Wollenstoff gefütterte Tuchjacke (Schwubbjack), die bis über den Bauch fällt und hinten mit einem kleinen gefalteten Schooß endigt. Dieselbe hat einen Stehkragen und zwei Reihen runder oben platter Zinn- oder Silberknöpfe. An Werktagen zieht man statt dieser Staatsjacke eine von Wollengarn gestrickte, meist grau und weiß gestreifte an. Die Weste ist das alte Wams, unten ringsum zu und nur bis auf die Hälfte des Oberleibes offen, sodaß sie über den Kopf gezogen werden muß, weshalb sie „Krup in“ d. h. kriech hinein, genannt wird. Sie ist gewöhnlich von Bomsted und hat eine Reihe sehr nahe aneinanderstehender Knöpfe. Das sehr weite und vielfältige Beinkleid wird nur durch einen großen sichtbaren und einen kleinen verdeckten Knopf über den Hüften zusammengehalten, besteht aus schwarzer Leinwand und reicht nur bis zu den Knien, wo es durch Lederbändchen zusammengefaßt wird. Hohe Stiefeln, bisweilen noch weiße Strümpfe und Schuhe, ein dickes lose um den Nacken geschlungnes Halstuch, dessen Zipfel lang herabhängen, und der kleine runde, schon beschriebne Hut vollendet den Anzug.

Gleich wesentliche Verschiedenheiten von der sächsischen Tracht zeigt der Anzug der Frauen unter den schwarzen Bauern. Die Röcke sind an Wochentagen roth, Sonntags und sonst bei feierlichen Gelegenheiten schwarz, die Strümpfe roth oder weiß. Nur selten sieht man diese Bäuerinnen in Hemdärmeln gehen, während die sächsischen häufig so getroffen werden. Die Alltagsmützen haben nur einen kleinen, die Sonntagsmützen dagegen einen fast fußbreiten, am Scheitel weit abstehenden, an den Wangen sich anschließenden Strich. Sie sind schwarz wie das Band des kleinen nur den obersten Theil

des Kopfes schüsselartig bedeckenden Spanhutes. Das Nieder ist gleichfalls schwarz, mit rothem oder schwarzem Bande umsäumt, an der Brust durch einen bunten Laß (Boschen) geschlossen, das Tuch gewöhnlich bunt, Sonntags schwarz, beim Abendmahl weiß. Die ganze Tracht ist entschieden weniger geschmackvoll als die sächsische, namentlich sehen die großen Mützenstriche häßlich aus, und das ist um so mehr zu beklagen, als die Frauen dieser Gegenden schon an sich nicht so wohlgestaltet sind, als die vom sächsischen Stamm.

Die schwarze Tracht gestattet ferner weniger, als die bunte, sociale Unterscheidungszeichen. Letztere läßt namentlich bei den Frauen den Stand recht wol zeigen, und das will unter Bauern noch etwas bedeuten. Die Frau des Hufners, der seine vier oder sechs Pferde im Stall hat, ist etwas besseres, als die des Büdners, der seinen kleinen Acker mit fremdem Geschirr bestellt, diese wieder vornehmer, als die des Tagelöhners, der seine Parzelle mit dem Spaten bearbeitet. „Schuldmutter“ klingt ganz anders, als „Möllersch“ oder „Meiersch“. Warum soll sie nicht auch ernster, würdiger auftreten, warum ihre Stellung im Dorfe nicht außer einem stattlicheren „Dickbut“ (ein wohlgerundeter Bauch ist dem mecklenburger Bauer ein Ehrenzeichen, das er sorgsam pflegt) auch durch besonders viel Goldstickerei an Tuch und Wäse repräsentiren?

Wir folgen unserm Berichterstatter in das Familienleben. Da gilt zunächst, daß der Hausvater Herr im Hause ist. Er leitet namentlich die Verwaltung des äußern, seine Frau die des innern Hauswesens. Zwischen den Kindern jeden Geschlechts besteht eine feste Rangabstufung sowol hinsichtlich ihrer Bedeutung in der Familie, wie hinsichtlich ihrer Beschäftigung. Der älteste Sohn hat den nächsten Platz nach dem Vater und führt, sobald er erwachsen, bei der Arbeit eine Art Oberaufsicht. Doch muß er, gleich seinen Brüdern, von der Pike auf dienen, vom Gänsejungen zum Kuhjungen, von dieser Würde zum Ochsen- oder Kleinknecht, endlich zum Pferde- oder Großknecht sich emporarbeiten. Ebenso die Töchter. Auch hier findet eine Stufenfolge statt, die mit dem Departement des Federviehs beginnt und mit dem der Kühe endigt. Die Küche bleibt Reservat der Hausfrau. Von der Confirmation an bezieht jedes Kind seinen Dienstbotenlohn, der auf der obersten Stufe für die Söhne 14—24 Thaler, für die Töchter 10—18 Thaler zu betragen pflegt. Ungern gibt der Bauer seine Kinder in fremden Dienst, und sein Familiensinn geht so weit, daß er beim Mangel eigener Kinder lieber die von Verwandten, als fremde Knechte oder Mägde ins Haus nimmt. Auch wenn der Vater stirbt und der älteste Sohn die Wirthschaft übernimmt, bleiben die Geschwister bei ihm, die Schwestern bis zu ihrer Verheirathung, die Brüder über diese hinaus. Heirathet der Erbe, so ziehen die bei ihm ver-

bliebenen Brüder in den zu jedem Gehöft gehörenden Rathen und gehen nun allmählig in die Stellung bloßer Dienstboten über.

Gefreit wird fast immer nur nach praktischen Rücksichten. Selten verirrt sich die Neigung eines Burschen zu einem Mädchen, welches den Eltern nicht anstehen könnte; gewöhnlich wählt er eine aus demselben Dorfe, da eine Fremde, wie man sich ausdrückt, „met anner Water döft“ — mit anderm Wasser getauft ist. Kaum kommt es vor, daß einer unter seinen Stand und Vermögen verheirathet.

Einfach wie die geschilderten Verhältnisse ist auch das tägliche Leben der Leute. Den Tag über nimmt sie die ländliche Arbeit in Anspruch. Nach der Abendmahlzeit setzen sich im Sommer die jungen Leute vor die Hofthür und erzählen sich „Läuschen und Niemels“, wie sie uns Frig Neuter mitgetheilt hat. An den langen Winterabenden bleibt man in der Stube, der Vater liest bei einer Thranlampe oder einem Talglicht in einem Buch, die weiblichen Hausgenossen spinnen oder schälen Kartoffeln, die Söhne schnitzen Löffel oder schlechten Weidenkörbe. Mitunter gibt ein witziger Kopf Räthsel oder aus der Stadt mitgebrachte Kunststücken zum Besten, häufiger spielen die Männer Karten: Scherwenzel, Solo, Fünfsart, Schafskopf, Hund u. s. w. Jeder hat die Mütze auf dem Kopf, die Pfeife mit ff. grünem Jägertabak im Munde und ist bemüht, die Atmosphäre in der niedrigen Stube so angenehm als möglich zu machen, wozu bisweilen eine Brütgans hinter dem Ofen das Ihre beiträgt.

Des Sonntags geht man früh zur Kirche, des Nachmittags in die Stadt zum Einkauf, des Abends in den Krug, doch nur selten lange. Säufer sind im Allgemeinen nicht häufig, obwol der Bauer nur beim größten Durst Wasser trinkt. Sein gewöhnliches Getränk ist selbstgebrautes säuerliches mit gelben Wurzeln abgekochtes und versüßtes Bier und gelegentlich ein Schnaps. Letzterer ist, wie Scorpionenöl äußerlich, ein Universalmittel für alle innern Uebel, zumal gegen „Wasser in den Stiefeln“. Außerordentlich sind die Leistungen des mecklenburger Bauern auf dem Gebiet des Essens. Früh ehe man aufs Feld geht, ist man in der einen Gegend eine breiartige Suppe aus Mehl und Milch, scherzweise „Sanstlieschen“ genannt, in der andern Kartoffeln mit Speck in Wasser gekocht, im Süden Butterbrot, wozu man Cichorienkaffee in Menge trinkt. Echter Kaffee wird selten getrunken; doch schreibt ihm der Volksglaube große stärkende Kräfte zu. Nach jenem ersten Essen, dem „Morgenbrot“, folgt gegen 8 Uhr das „Hochint“, auch „Kleinmittag“ genannt, bei dem es Speck und Brot in Fülle, einen Schnaps oder auch selbst gebrautes Bier gibt. Vorsorgliche Gemüther — und das sind die Meisten — nehmen sich von da ein tüchtig Stück Brot mit zur Arbeit, für den Fall, daß der Magen „grölen“ sollte. Mittags 12 Uhr folgt die Hauptmahlzeit, die aus

den grünen Gemüsen der Jahreszeit mit Kartoffeln, Speck und Schinken besteht. Sonn- und Festtage fügen dazu noch Pfannenkuchen, „Appelbackbeern“ (Backobst), dicken Reis mit gekochtem Rind- oder Hammelfleisch (Grapenbraden) und getrockneten Pflaumen. Ein Lieblingsgericht ist Reis und Klöße, das beliebteste Fleisch Schweinefleisch, besonders Rippenbraten, der mit Pflaumen gestopft ist. „Gösbraden“, sagt der Bauer, „sall de beste sien, äwer Swienbraten is't.“ Um 4 Uhr folgt ein „Abendbrot“ von Brot, Butter, Speck und Schinken, dann schließt man mit der Nachkost, die gewöhnlich wieder ein Kartoffelgericht ist. Das Hauptnahrungsmittel ist grobes, aus ungefeitetem Roggenmehl gebacknes Brot, das dem westphälischen Pumpernickel gleicht. Weizenbrot (Stuten) gilt auf dem Lande noch allenthalben als Leckerbissen. Milchspeisen ist man gern, aber nicht oft. Kartoffeln genießt der Bauer von altem Schrot und Korn nur wenn er muß. Die Städter nennt er verächtlich „Kantüffelbük“ (Kartoffelbäuche), eine dicke rothe Nase „Kantüffelnut“. Obgleich der See nahe, macht sich der hiesige Bauer wenig aus Fischen, höchstens befaßt er sich mit „Bütt“ (Plattfischen) und „grünen“ d. h. frischen Heringen. Eine Ausnahme ist die Gegend bei Dargun, wo man bei allen festlichen Gelegenheiten Fische die Hauptrolle bei Tische spielen sieht. Obst muß bekommen nur die Kinder zum Brot. Käse wird, da er nicht fett genug ist, wenig gegessen und daher auch wenig bereitet. Von würzender Zuthat zu den Speisen kennt man fast nur Zwiebeln und Salz. Senf und Pfeffer werden selbst in den Städten weniger gebraucht als im südlichen Deutschland. Die Volksküche sieht überhaupt hier nicht so sehr auf das Was und Wie, als auf das Wieviel. Unglaubliche Massen schwerwiegender fetter Speisen werden, wenn es gilt, in stundenlangen Sitzungen dem Magen einverleibt, dessen Winkel, wenn man aufsteht, allesammt gefüllt sein müssen. Jeder arbeitet mit emsigem Bemühen auf Dickbäuchigkeit hin; denn „de Wind“, sagt das Sprichwort, „weih wol Barg tausamm, äwer keen dick Bük.“

So reinlich die Leute im Allgemeinen, zumal in der Kleidung sind, so „unnasch“ geht es in der Regel beim Essen zu. Das Salz wird an die Speisen gethan, um den Magen auszufeuern, und das kann, meint der Bauer, ein Bißchen Sand oder Schmutz auch. Das Tischtuch ist da, damit man sich vor dem Aufstehen Finger und Mund daran abwische. Alle essen aus einer großen Schüssel. Nach der Mahlzeit leckt man sorgfältig seinen Löffel ab, bevor man ihn an den an der Wand befestigten Riemen steckt. Im westlichen Theil des Landes, besonders unter den rakeburger Bauern, wo überhaupt mehr Bildung und feinere Sitten herrschen, trifft man mehr Reinlichkeit und Anstand, als im östlichen und südlichen. Die Hufen sind hier größer, die Bauern Besitzer, nicht bloß Pächter des Landes, auch haben diese Gegenden weniger als andere von den Nachwehen des dreißig- und des siebenjährigen Krieges zu leiden gehabt.

Die Familienfeste der Dorfbewohner beschränken sich auf Tauffchmäufe Hochzeiten und Leichenessen. Statt der Tauffschmäufe gibt es jetzt in vielen Gegenden nur noch einen Kaffee mit Stuten. Mit großen Ceremonien und nicht unbedeutendem Aufwand dagegen werden die Hochzeiten gefeiert, an denen fast immer das ganze Dorf theilnimmt. Man wählt in der Regel zur Verheirathung den Herbst; für den günstigsten Tag gilt (wie in Holstein) der Freitag, doch darf er nicht auf den 13. oder 17. Tag des Monats fallen. Ein wichtiger Gegenstand der zu diesem Zweck angestellten Familienberathung ist die Wahl der Köchin. Sie muß nicht bloß gut kochen können, sondern auch wissen, was sich schickt und nicht schickt, unter Andern, daß man Fremde nicht in die Töpfe gucken lassen darf, weil sie damit dem Brautpaar etwas anthun können, ferner, daß man bösen Zauber von Reidern, der zum Beispiel durch einen kreuzweise an das Bratenfeuer gelegten Strohalm geübt werden kann, am schnellsten unwirksam macht, wenn man sofort erst über die rechte, dann über die linke Schulter spuckt u. s. w. Ein anderer Gegenstand der Ueberlegung ist der Hochzeitsbitter (Köstenbidder), doch nimmt man dazu in der Regel den Großknecht des Brautvaters, und nur wenn dieser zu wenig Wig und Geschick hat, denkt man an einen andern.

Der Köstenbidder ist, wenn er seine Aufträge ausrichtet, beritten. Sein Pferd muß das beste des Stalles und gut gefüttert und gestriegelt sein, sonst gibt es ein Unglück. Mähne und Schweif werden in viele kleine Zöpfe geflochten, der Hochzeitsbitter selbst mit Sträußen von künstlichen Blumen, Glittergold und Glasperlen an Hut, Brust und Achseln geschmückt. Dann beginnt er seinen Ritt, um den verschiedenen Gästen seine Botschaft in zierlichen Reimen vorzutragen. In jedem Hause, wo er einspricht, erhält er ein Glas Wein oder Branntwein und sein Pferd ein langes buntes Seidenband, welches an einem der vielen kleinen Zöpfe befestigt wird. Man kann sich vorstellen, welche eine groteske Erscheinung ein solcher Reiter ist, wenn er nach Ausrichtung von einem halben oder ganzen Hundert Einladungen, den Kopf voll Wein mit lautem Johlen und Jauchzen durch die Dörfer nach Hause galoppirt.

In einigen Gegenden des Landes, wo der Vater des Bräutigams die Hochzeit auszurichten hat, beginnt die letztere am Abend des Donnerstags damit, daß die Aussteuer der Braut nach der Wohnung ihres Zukünftigen „hingebblasen“ wird, wobei die verschiedenen Koffer oder Laden einzeln auf vierspännigen Wagen gefahren werden. Der blaubemalte „Staatskoffer“, welcher das beste Leinenzeug enthält, nimmt als Hauptstück den ersten Wagen ein. Im Dorfe sind alle Gehöfte weit geöffnet, nur das des Bräutigams ist sorgsam verriegelt, und dieser stellt sich, als sähe und hörte er von dem ganzen Aufzuge nicht das Mindeste. Erst auf ein furchbares Geschmetter der Musik, gewaltiges Peitschenknallen und Pochen an das Hofthor nimmt er von den

vor letzterem haltenden Wagen Notiz, und erst durch viele Bitten und allerlei kräftige Späße des Köstenbidders ist er, der von nichts weiß, zur Oeffnung des Thores zu bewegen. Nachdem die Wagen abgeladen sind, folgt ein Tänzchen, „um die Beine für morgen geschmeidig zu machen.“

Am Freitag beginnt mit dem frühesten Morgen das Anputzen der Braut, wobei die Predigersfrau Hilfe zu leisten pflegt. Endlich tritt sie reich geschmückt, begleitet von zwei oder vier Brautjungfern aus der Kammer dem Bräutigam entgegen. Ihre Kleidung besteht aus schwarzem Wollenstoff, um den Leib trägt sie buntseidne Schärpen, um den Hals ein weißes mit Gold und Silber gesticktes Tuch, auf dem Kopfe die fußhohe Krone von Flittergold, Glasperlen, künstlichen Blumen und Silberdraht, in welcher kleine bunte Vögel sitzen, an Brust, Seiten, Schultern und Ellenbogen Sträußchen von Flittergold und Glasperlen. In der rechten Hand hält sie das Gesangbuch, in der linken das „Thränendauk“. Bräutigam und Brautführer sind ähnlich ausgestattet. Die Pferde vor dem Wagen, welcher die Leute zur Trauung führen soll, sind an Mähne und Schweif reich behändert. Auf dem einen reitet der Köstenbidder. Die Musik eröffnet den Zug, der sich nach ihren Klängen langsam nach der Kirche begibt. Auf dem Rückweg von da fahren die Wagen mit den Spiel-leuten und dem Hochzeitsvater voraus, damit der Empfang der Gäste durch letzteren im Hochzeitshause ordnungsmäßig vor sich gehen kann. Jedem einzelnen der andern Wagen schallt hier ein gewaltiger Tusch als Willkommen entgegen. Man steigt aus und nähert sich dem großen Hausthor. Da wird dieses plötzlich verschlossen. Einer der Gäste pocht und bittet um Einlaß. Vergebens. Die Braut klopft und verlangt Oeffnung der Thür. Umsonst. Erst vor dem Bräutigam läßt sich der Hochzeitsvater zu Verhandlungen herbei, aber nicht eher wird aufgethan, als bis die jungen Leute das Versprechen gegeben haben, im Hause friedlich mit einander zu leben und ihre alten Eltern in Ehren zu halten. Die Thür geht nun auf, und während das Brautpaar über die Schwelle schreitet, spricht der Hochzeitsvater den Segenswunsch aus, daß man sie einst zusammen über dieselbe zur ewigen Ruhe tragen möge. Daran schließen sich die Glückwünsche der Gäste, die darauf von den Schaffnern, jungen Burschen in Hemdärmeln und zurückgeschlagenen weißen Schürzen, welche Aufwärterdienste verrichten, mit einem Trunk willkommen heißen werden.

Das Mahl, das nun folgt, ist ein wahrhaft homerisches. Die Honoratioren haben ihren Platz in der „Dönst“, die übrigen Gäste — häufig über hundert Personen — reihen sich ihrem Rang gemäß, an langen rings um die Diele gestellten Tischen. Eine Hühnersuppe mit Klößen, in welcher die ganzen Hühner schwimmen, eröffnet die Reihe der Gerichte. Dann folgen Fleisch in allerlei Gestalt nebst Kartoffeln und gekochten Pflaumen, dicker Reis, Kuchen, Pudding aus Semmeln und Rosinen mit Pflaumensauce u. s. w. Bei

großen Hochzeiten werden ganze Kühe, Kälber, Hammel und Schweine verzehrt. Bei einer derselben verbrauchte man an Weizenmehl 25 Scheffel, an Zucker 26 Hüte.

Charakteristisch ist, daß die Butter in Gestalt eines Hahnes auf den Tisch kommt. Eine eigenthümliche Speise ist der „grote Klump“, ein gewaltiger Kloß aus geriebenem Zwieback, Rosinen, Gewürzen und Butter. Er ist das volksthümliche Pfingstgericht, äußerst wohlschmeckend, aber auch sehr fett und schwer. An Getränken gibt es Schnaps, Punsch und Weißwein, den man sich mit Zucker versüßt, selten Rothwein. Die Schaffner sind während des Mahles in steter Bewegung. Sie tragen den Gästen die schweren dampfenden Schüsseln unter dem fortwährenden, zur Vorsicht mahnenden Rufe: „Hetigkeit! Hetigkeit!“ zu. (Hetigkeit d. i. Heißigkeit.) Das Essen dauert gegen sechs Stunden und jeder ist mit allen Kräften bestrebt, so viel als möglich darin zu leisten. Gelegentlich läßt sich die Musik hören, für welche dann eingesammelt wird. Zum Schluß kommt die Köchin, ein Büschel glimmendes Berg in der Hand, um sich unter dem Vorgeben, daß sie beim Kochen ihre Hand verbrannt habe, von den Gästen ein Trinkgeld zu erbitten.

Nach Tische steckt man die Pfeife an und trinkt Kaffee. Dann folgt auf der Diele ein Ball, der mehre Stunden währt, und bei welchem noch verschiedene alterthümliche Tänze getanzt werden. Dahin gehört zunächst der, welcher „Schöndör und stolz“ heißt, eine Quadrille mit zwei Touren, bei deren erster vier Personen kreuzweise durcheinander (schön durch) tanzen, während sie bei der zweiten die Arme in die Seiten gestemmt, (stolz) einhergehen. Sodann ist hierher der „Auskehr“ zu zählen, eine Polonaise, welche gegen das Ende der Festlichkeit von allen Theilnehmern an derselben getanzt wird. Alt und jung, jedes mit einem Werkzeug der Wirthschaft bewaffnet (nur Besen sind verboten, da sie Unglück bringen würden) zieht dabei nach der Melodie: „Un as de Grotware de Grotmoder nahm“ durch das Haus, durch Thüren und Fenster, in die Ställe, auf den Heuboden, und es gibt manche ergötzliche Scene. Endlich gehört in diese Reihe der Tanz, welcher, „Rückelreih“ genannt, die eigentliche Hochzeitsfeier um die Mitternacht des Freitags schließt. Sein Zweck ist, die Braut „auszutanz“, nämlich aus der Gemeinschaft der Unverheiratheten, zu der sie bisher gehörte. Zwei Bursche nehmen sie zwischen sich, um sie schließen die jungen Mädchen, sich an den Händen fassend einen Kreis, welcher wieder ebenso von den ledigen Mannspersonen umkreist wird, doch der Art, daß sich in diesem äußern Kreise zwei Männer nicht angefaßt haben. Der eine von diesen reitet auf einer Gaffel (einer beim Dreschen gebrauchten hölzernen Gabel), während der andere ihn mit knallender Peitsche antreibt. Sofort drehen sich beide Kreise um die Braut, und der Bräutigam muß nun versuchen, jene von außen her durchbrechend zu der Braut zu gelangen. Ist

ihm dies nach heftigem Kampf gelungen, so drehen sich die Kreise von Neuem und es ist jetzt an den verheiratheten Frauen, sich durch dieselben hindurch zu drängen. Die Verwirrung, das Kreischen und Jauchzen bei diesem Spiel, an dem oft an fünfzig Personen theilnehmen, ist unbeschreiblich. Am Ende erhaschen dann die Frauen die inzwischen gewaltig zerzauste Braut und bringen sie mit den Resten ihrer jungfräulichen Krone in die Brautkammer, wo sie ihr die Mütze oder Haube aufsetzen, die sie zur Frau macht.

Bei großen Hochzeiten findet am Sonnabend und Sonntag noch eine Nachfeier statt, bei welcher wieder getanzt und das vom Hochzeitschmaus übrig gebliebne Essen verzehrt wird. Nur die Gäste aus der Stadt geben Hochzeitsgeschenke, die bäuerlichen unterlassen dies, doch will die Sitte in einigen Gegenden, daß jede geladene Familie ein Huhn zum Gastmahle beisteuert.

Die Gebräuche, die sich an Todesfälle knüpfen, haben wenig Eigenthümliches. Das Volk fürchtet den Tod im Allgemeinen nicht, da ihm ja niemand entrinnt. Viele alte Frauen haben jahrelang das selbstgespinnene Leichenhemd in der Lade liegen und den ihnen schon bei Lebzeiten angemessenen Sarg in der Kirche stehn. Ein alter Kuhhirt ersparte sich mühsam dreißig Thaler, um sich mit Geläut begraben zu lassen. Bei der Beerdigung, an der oft mehre Hunderte theilnehmen, geht der Leichenzug gewöhnlich, bevor er sich nach dem Grabe bewegt, einmal um die Kirche herum, damit „der Todte nicht wiederkomme“. Nach vollzogener Einsenkung begibt sich das Leichengefolge entweder in den Krug oder in das Sterbehaus, wo ein Schmaus seiner wartet, der in der Regel in Schweinebraten mit dickem Reis und Pflaumen besteht. Man nennt das scherzend „de Hut vertehren“, die Haut verzehren. Altgläubige beobachten bei Todesfällen allerlei Regeln der Vorsicht. Man darf z. B. die Leiche, wenn sie nicht spuken soll, nicht an einem unverdeckten Spiegel vorbeitragen, sich nicht auf die Bahre setzen, nichts ins Grab fallen lassen, weil man sonst bald sterben muß. Kommt dem Todten ein Zipfel seiner Bekleidung in den Mund, so holt er seine Familie nach. Man legt ihm deshalb, um die Bekleidung zusammenzuhalten, eine Scholle Rasen auf die Brust. Eine Stecknadel dazu zu nehmen, ist nicht gerathen, da sie schon von jemand gebraucht sein könnte und dieser dann sterben müßte. An manchen Orten wird im Sterbehause von der Stelle, wo die Bahre gestanden, bis zur Hausthür Asche gestreut, wobei der Streuende rückwärts geht. Anderwärts fegt man sofort nach dem Hinaustragen der Leiche das Haus, ebenfalls rückwärts schreitend, und läßt niemand eher über die Schwelle, als bis diese Reinigung vollzogen ist.

• Ein Ueberblick über die Familienfeste des Mecklenburgers zeigt, daß sie sehr einfach sind und wie das ganze übrige Leben im Wesentlichen auf tüch-

tiges Essen und Trinken hinauslaufen. Die materiellen Genüsse sind das Wichtigste, ein voller Bauch die Hauptsache. Wird doch selbst der Weihnachtsabend im Kreise dieser Bauern nur durch einen mächtigen Schmaus gefeiert und darum vorzugsweise der „Bullbuckabend“ genannt.

Die Dorffeste, welche sich an bestimmte Zeiten knüpfen, sind meist der bemutternden Fürsorge einer löblichen Polizei erlegen, die sie für nicht anständig genug hielt. So die Wettrennen am Pfingstfest und der Gebrauch der Hirten bei Parchim, nach welchem dieselben mit Peitschengeknall von Haus zu Haus zogen, um Gaben einzusammeln. So auch die Feier des Johannishtags, wo die jungen Leute des Abends „Wiemen“ (Strohwische) an lange Stangen befestigten, sie anzündeten und auf dem Felde damit im Kreise umhersprangen. Im Rugeburgischen findet um Pfingsten noch das „Kranzreiten“ statt. Die jungen Burschen reiten in langer Reihe hintereinander her und stechen nach eisernen Ringen; wer die meisten sticht, ist König des nun folgenden Tanzfestes. Interessanter ist das Erntefest, das Erntebier oder „Austköst“ genannt wird. Der Tag dazu wird in einer allgemeinen Bauernversammlung im Schulzenhaus bestimmt. Das Fest selbst geht bei den Hofbesitzern der Reihe nach um. Am Morgen des Tages versammeln sich die jungen Leute und flechten zunächst eine große Krone aus Kornähren und Fichtenzweigen, die mit Schnuren von Hagebutten, mit seidnen Bändern und Rauschgold geschmückt wird. In die Mitte derselben setzt man einen aus Holz oder Tragant verfertigten Hahn, das Symbol der Fruchtbarkeit, das früher auch die Brautkrone zierte. Ist die Krone fertig, so bringt sie der Großknecht des Festhauses, dem im westlichen Mecklenburg ein langer Zug von Burschen und Mädchen folgt, durch das Dorf in das Festlocal, die Diele des Gehöfts, wo sie an einem Balken befestigt wird. Nachmittags wird hier getanzt und den bereit gehaltenen Bier- und Brantweintonnen fleißig zugesprochen. Der Wirth hat nur für reichliches Getränk zu sorgen, doch findet sich selten einer, der nicht zugleich ein Butterbrot für die Knechte und Tagelöhner und einen Schweinebraten für die Bauern hätte.

(Schluß im nächsten Heft.)